26. Oktober 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 244

In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(4. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Lassen Sie es gut sein, Herr Pfarrer," sprach der Freibauer ernst, „die größten Steine müssen Sie ablesen, aber machen Sie es im übrigen nur wie wir Bauern. Wir können sie auch nicht alle ablesen und wollen es auch nicht; denn die kleinen, flachen Steine halten uns die Feuchtigkeit in unseren Bergäckern. Es wird mit dem Aberglauben auch so eine Sache sein. So ein klein bißchen Angst da und dort, das fördert auch manch gutes Werk."

„Freibauer, ich habe gerade gestern gelesen, daß jeder Aberglaube eine gewisse ethische Bedeutung hat. Ihr werdet das nicht verstehen; es ist im wesentlichen das, was Ihr eben sagtet. Aber wo bleibt denn unser Christentum bei dem Aberglauben? Mir scheint, wir sind noch allesamt Außenseiter unseres Christentums. Ist eine bittere Lehre, Freibauer, eine bittere. — Behüt euch Gott! So will ich denn sehen, daß ich wieder ein paar große Steine herausbringe. Die kleinen müssen wir halt drinnen lassen."

Gesenkten Hauptes ging der Pfarrer langsam davon.

Der Freibauer aber führte sein Kind zum Sofa.

Er setzte sich zu ihm und sprach: „Hannchen, sieh, der Aberglaube hätte dich fast umgebracht, und keiner von uns hat eine Ahnung gehabt von dem, was in dir steckte und dich ängstigte. Warum hast du denn nie ein Wort mit mir darüber gesprochen?"

„Darüber darf man nicht reden."

„Ja freilich; Schweigen gehört auch dazu." Zu sich selber aber sagte der Bauer: man sollte doch alles mit seinen Kindern besprechen, es könnte viel Leid abgewendet werden. Laut fuhr er zu Hannchen fort: „Daß solch ein Aberglaube, wie er dich gepackt hatte, nichts mit dem Christentum zu tun hat, wie der Herr Pfarrer sagt, ist klar, und daß er eine sträfliche Sünde ist, das ist auch klar, aber Aberglaube und Unglaube ist gar sehr zweierlei. Was die Botin predigt, das ist schon mehr Unglauben, das ist Vermessenheit; denn das törichte Weib will dem Herrn Jesus kommandieren. — — — — Ich sagte dem Pfarrer vorhin, daß er die kleinen Steine nicht wegbringen werde und sie in Gottes Namen liegen lassen solle. Auch in unserem Hause hat der Aberglaube hie und da seine Hand im Spiele. Du wirst immer gesehen haben, daß ich nur, wenn ich es gar nicht umgehen kann, eine Arbeit am Freitage anfange. Es ist mir noch nichts quer gegangen, das ich am Freitag begann, aber ich tue es nicht gerne, und darum halte ich mich eben am Donnerstage mehr dazu, um die neue Arbeit noch beginnen zu können. Da stößt mich mein Aberglaube so ein bißchen ins Genick, und ich bin fleißiger."

Hannchen lächelte. „Siehst du," fuhr der Vater fort, „das nenne ich Aberglauben. Weiter aber darf es nicht gehen. — Am Silvesterabende darf bei mir nach sechs des Abends kein Wasser mehr aus dem Hause geschüttet werden. Nicht darum, weil ich glaube, daß das Jahr nun soviel Tränen bringen müßte, wie man da Wasser hinausschüttete. Solcher Glaube wäre barer Unsinn, aber um sechs gehört das ganze Haus in die Silvestermette, und damit sie alle dort sind, treibe ich tagsüber, daß mir am Abende auch nicht ein Eimer Schmutzwasser mehr stehen bleibt. Und wenn einen da nicht sein Fleiß oder seine Ordnungsliebe vorwärts treibt, sondern so ein kleiner Aberglaube dahinter sitzt, nun, das ist nichts Schlechtes. —

Es gibt viele, viele gute Dinge, bei denen ein bißchen Aberglaube im Spiele ist. Wer aus sich selber heraus nicht stark genug ist, der kann ihn auch wohl brauchen.

Unsere Jungen aber, die sechsundsechzig und siebzig mitgemacht haben, die haben im Kampfe gewiß nicht nach ihren Himmelsbriefen gefühlt. Sie haben drauflosgeschossen und gehauen, wie sich das eben gehört."

Der Bauer hielt inne und strich sich mit der Hand über das Gesicht. Dann fuhr er ernst fort: „Hast du denn eine Vorahnung gehabt, als dein Karl wirklich dem Tode nahe war?"

„Nein, Vater."

„Siehst du, ich auch nicht, Demuts auch nicht und die allwissende Botin ebenfalls nicht. Es ist überhaupt so eine Sache mit den Ahnungen. Ich glaube auch an die nicht. Mein Vater ist gestorben, und ich habe kein Vorzeichen gehabt; bei meiner Mutter ging es ebenso. Deine Mutter ist gestorben, und es hat sich nichts begeben. Das einzige Mal, daß mir etwas auffiel, das war, als mein Vetter starb. Es war so um Weihnachten, und ich wußte nicht, daß der Franz krank war. Ich kam drüben von Lauschwitz und stieg den Berg hinauf. Der Vollmond schien, und es lag Schnee. Da hörte ich jemand rufen: „Ernst!" Ich bleibe stehen und antworte, weil ich glaube, es kommt einer der Nachbarn hinter mir her und will mit mir heimgehen. Es kommt aber niemand, und so gehe ich weiter. Wie ich ein paar Schritte gegangen bin, ruft es wieder. Ich antworte lauter, es kommt abermals niemand. In der Nacht starb mein Vetter. Es ist ja vielleicht falsch, daß ich dir das erzähle, aber besser ist es, du weißt, was mir in meinem langen Leben zugestoßen ist. Ich habe später einmal mit dem Herrn Pfarrer darüber gesprochen. Der

sagte, solch eine Erfahrung gehöre nicht ohne weiteres in das Reich des Aberglaubens. Ein Sterbender könne wohl mit solcher Inbrunst an einen denken, den er lieb habe, daß man es empfinde. Darin liegt aber nichts Unheimliches. Sieh, wo soll denn der Himmel sein, wenn er nicht um uns ist? Ich muß mir deine Mutter bei uns denken können, sonst wäre sie mir ja wirklich durch den Tod genommen. Sie ist mir aber nicht genommen. — Siehst du, Kind, das ist meine Auffassung vom Aberglauben; ich denke, es wird das Richtige sein. Mache dir's zu eigen, dann geschieht dir nicht wieder, was dir einmal widerfahren ist."

Der Vater klopfte der Tochter freundlich auf die Schulter. „Nicht wahr, Hannchen," fuhr er fort, „so machen wir's."

Hannchen sah ihm dankbar in die guten Augen und nickte.

„Gewiß, Vater, ich wollte nur, du hättest schon früher einmal so mit mir gesprochen."

„Ja, Kind, es wäre besser gewesen. Der Mensch lernt eben nie aus. Ich habe gerade gemeint, ich könnte den Aberglauben dadurch fern von dir halten, daß bei uns nie darüber gesprochen würde, und es war verkehrt. Gott sei Dank, daß nun alles wieder gut ist. — — Habt ihr denn schon einmal über die Hochzeit gesprochen?"

„Ja, Vater," und Hannchen errötete.

Der Bauer lächelte und scherzte: „Nun, dann bestelle dir rechtzeitig die Schneiderin; denn es wird noch allerhand vorzurichten sein."

Lächelnd ging er hinaus, Hannchen aber schritt an ihren Fensterplatz, um einmal hinüber nach dem Nachbarhause zu schauen. — — —

*

Nach der Aussprache auf dem Freibauernhofe beschloß der Pfarrer, im Häuschen des Boten Christian einmal ordentlich Kopfwäsche zu halten. Es tobte ein schwerer Zorn in seinem sonst so sanften Gemüte.

Des Boten kleines Haus war in guter Nachbarschaft. Der Hof stieß an die Friedhofsmauer, und von dem Giebelfenster aus konnte man die Ruhestätte der stillen Schläfer übersehen.

Christian Schmidt hatte das Häuschen geerbt und Anna Dorothea Schneider zur Frau genommen. Sie hatte ihm nach drei Jahren eine Tochter geboren. Die war einst Hanna Frymans beste Freundin gewesen.

Der Bote hatte einen hünenhaften Körper. Jetzt ging er gebückt, aber früher, als er noch Nachtwächter und Gemeindediener war, da war das Dorf um seinetwillen in der Bettler- und Bummlerzunft verrufen gewesen. Auf das Amtsgericht hatte er die Herren Stromer nur gebracht, wenn es ihm befohlen worden war, sonst hatte er kurze Justiz geübt. Er hatte sie alle ausgiebig verprügelt, etliche Male zwei, drei miteinander.

Einmal hatte er es zu arg gemacht. Einem Fechtbruder hatte er, wie er sagte, heimgeleuchtet, d. h. ihn mit der Faust bearbeitet, bis dem armen Teufel das Feuer vor den Augen herumflog, wie sie hierzulande sagen. Der aber hatte sich hingelegt und behauptet, nicht weitergehen zu können. „Was," sagte Christian, „du kannst nicht weitergehen? Das wollen wir doch sehen." Und Christian pfiff mit einer Peitsche dem Mann um die Beine, bis er hinkend davonsprang. Doch der Gemeindediener war diesmal an den Falschen gekommen. Der Mann blieb draußen vor dem Dorfe, mitten auf der Straße liegen. Zufällig kam der Kreisarzt gefahren, der einer Brunnenuntersuchung wegen auf dem Nachbardorfe gewesen war. Der war ein menschenfreundlicher Herr, der gern mit mildem Worte, aber, wie man sagte, auch mit sehr scharfer Feder arbeitete.

Der Herr Doktor fand den armen Zerschlagenen, packte ihn auf einen Wagen, das heißt, er bestellte im Dorfe des Schulzen Rollwagen, und ließ ihn in das Krankenhaus fahren.

„Wir wollen es den Rehbachern doch zeigen, wie sie sich zu betragen haben. Das kann dem Herrn Schulzen nichts schaden, wenn es ihm einmal ein bißchen an den Kopf geht," hatte der Arzt gesagt, und dann zu dem Geschlagenen gewendet, fortgefahren: „Sie, lieber Mann, bleiben hier, bis Sie vollständig ausgeheilt sind, das weitere wird sich finden. Wer sind Sie denn eigentlich?"

Die Papiere ergaben, daß er der Handarbeiter August Dörrbach war, ein arbeitsscheuer Mensch, der dreiundzwanzigmal wegen Bettelns mit Gefängnis und Arbeitshaus bestraft worden war. „Hm," sagte der Arzt, „er scheint die Prügel verdient zu haben."

August Dörrbach aber guckte, frisch gewaschen und in sauberem Hemde steckend, mit taubensanftem Blicke aus seinem Bette und sagte: „Ach, Herr Doktor . . . das ist nun mal so, unsereinem geht es doch recht schlecht im Leben!"

August Dörrbach ließ sich den Rotwein, den er zur Stärkung haben mußte, vortrefflich schmecken. Bei der guten Kost glänzte sein Gesicht bald in rundlicher Fülle, und er dachte: hm, wenn man es bei einem ehrlichen Leben immer so haben könnte, dann wäre das gar nicht übel. Wenn bloß die Arbeit nicht wäre! Und weiter erwog er: es gibt eine Verhandlung der Prügelei wegen. Dabei kommt es heraus, daß ich gebettelt habe, und da geht es gleich wieder rin in die Bude. Nee, is nich, nur nich ins Arbeitshaus!

August stärkte sich noch einige Tage. Schließlich aber zog er, während alles schlief, seufzend seine Schuhe und Strümpfe an, vermachte dem Krankenhause seine eingebrachten Sachen, sagte dem schönen Bette Valet und rutschte am Blitzableiter hinunter.

Als der Krankenhausarzt am Morgen kam und ihm das Entweichen August Dörrbachs gemeldet wurde, sagte er: „Schade, das hätte eine nette Verhandlung gegeben!"

Für den Gemeindediener Christian Schmidt aber hatte die Sache doch unangenehme Folgen. Es kam zur Verhandlung. Zwar mußte die Anklage wegen gefährlicher Körperverletzung fallen gelassen werden. Wenn auch der Tatbestand durch den Arzt bestätigt wurde, so wollte man doch in Anbetracht dessen, daß die Mißhandlung einem Menschen zuteil geworden war, der sie sozusagen verdient hatte, ferner, daß besagter August Dörrbach keine besondere Rücksichtnahme, als welche man die Verurteilung eines Menschen um seinetwillen auffassen könne, verdiene, sintemal er in schnöder Undankbarkeit der gastlichen Pforte des Krankenhauses den Rücken gekehrt, das Krankenhaus um seine geschätzte Persönlichkeit und das Amtsgericht um einen Prozeß gebracht, endlich, weil besagter Dörrbach keinen Strafantrag gestellt hatte, — von einer Verhandlung wegen gefährlicher Körperverletzung absehen.

Der Gemeinde aber fielen die Verpflegungskosten für August Dörrbach zu, und als dem Schulzen die Rechnung über 33.65 Mark zugestellt wurde, erhob sich ein Sturm der Entrüstung gegen den Uebeltäter Christian Schmidt. Auf Beschluß der Gemeindevertretung wurde er aller seiner Aemter entsetzt.

Christian aber erklärte, es sei ihm schreiendes Unecht geschehen; denn besagte 33.65 Mark habe die Gemeinde durch ihn schon dreifach an Transportkosten gespart. Was hätte wohl werden sollen, wenn er jeden Bummler erst in die Arrestzelle gesperrt, ihn da auf Kosten der Gemeinde verpflegt und dann in die Kreisstadt gebracht hätte?

Christian war also der Beleidigte und zog sich grollend in seine Hütte zurück. Dort tat er, was andere Leute in ähnlicher Lage auch tun, er schimpfte innerhalb seiner vier Pfähle, faßte Beschwerde-Entschlüsse, wollte diese und jene Sache, die ihm nicht recht dünkte, an die große Glocke hängen, und — — — fing einen Handel mit Zwirn an. Der Handel aber ernährte ihn nicht, und er sann auf neue Einnahmequellen.

Da kam eines Morgens der Schulze zu ihm: „He, Christian, du könntest einen Brief aufs Landratsamt tragen, Post ist heute nicht. Ich gebe dir zwei Groschen." Christian konnte es sich nicht verkneifen, zu sagen: „Aha, ihr braucht mich wohl wieder?" Als der Schulze aber erwiderte: „Wenn du nicht willst, dann brauchst du das nur zu sagen," da brach Christians Friedensnatur in ganzer Gloria durch. Er zog sein Wams an, setzte seine Kappe auf, nahm den Stock in die ungeheure Rechte und langte nach Brief und Geld, um den Brief in die eine, das Geld in die andere Tasche zu befördern. Er fand aber nur den Brief; das Zweigroschenstück hatte seine Frau in eine Untertasse im „Topfbrette" getan.

Christian aber zog friedlich seines Weges, und seit der Zeit hatte er einen regelmäßigen Botendienst nach der Kreisstadt eingerichtet. Er beförderte die unmöglichsten Dinge hin und her und kaufte ebenso gewissenhaft für fünf Pfennige Hefe wie einen eisernen Ofen. Der Botendienst brachte auch gerade so viel ein, daß man ohne Sorgen leben konnte, zumal, wenn man allerlei Nebenverdienste hatte, wie sie ja bald darauf im Botenhause in ziemlicher Höhe einliefen.

Schmidts Frau, Anna Dorothea, geborene Schneider, war ein entschlossenes Menschenkind. Schlau wußte sie aus dem Groschen einen Taler zu machen, und infolge ihrer ausgezeichneten Rednergabe konnte sie jedem, der nicht gar zu verstockt war, beweisen, daß der Himmel eine Baßgeige sei. Dabei hatte sie durchaus nicht etwa verbrecherische Neigungen.

Da der beste Ehebund der ist, in dem sich die Charaktere ergänzen, mußte sie der Leibesstärke ihres hünenhaften Mannes ihre Geistesstärke entgegensetzen. Sie war es, die auf die schlaue Idee kam, geistige Werte in materielle umzusetzen. Was sie von ihrer Großmutter Base selig, seinerzeit, einem geheimnisvollen Drange folgend, erlernt, das kam ihr jetzt zustatten.

(Fortsetzung folgt)

„Einen Augenblick noch!"

Von Paul Burke

Als Tom Mitchell die Vorhänge geräuschlos wieder zugezogen und seine Taschenlampe vorsichtig eingeschaltet hatte, begann er schnell und systematisch das Zimmer zu durchsuchen. Er sah sich in einem kleinen Raum mit einfachen, bequemen Möbeln, der offenbar am Abend benutzt worden war; der Ofen strahlte noch Wärme aus, Gläser, eine halbvolle Flasche und Tabakwaren standen auf dem Tisch. Tom Mitchell nahm sich eine Handvoll Zigarren, widerstand aber der Verlockung der Flasche; in Geschäftsstunden war Abstinenz für ihn Selbstverständlichkeit.

Geschickt durchwühlte er die Fächer des Schreibtischs, fand aber nichts von Wert darin und prüfte dann den Inhalt eines kleinen Schranks mit dem gleichen Ergebnis. Damit schienen die Möbel in diesem Zimmer offenbar keine weiteren geschäftlichen Möglichkeiten mehr für ihn zu bieten.

Wie ein Schatten schlich er nun zu den schweren Vorhängen am anderen Ende des Zimmers. Die Fähigkeit, sich vollkommen geräuschlos zu bewegen, seine katzenartige Gewandtheit, etwa umherstehende Möbelstücke selbst im Dunkeln zu vermeiden und seine in allen Lebenslagen ruhig bleibenden Nerven hatten ihm erlaubt, dem Beruf seiner Wahl bisher mit ziemlich befriedigendem Erfolg nachzugehen.

Vor der Portiere blieb er ein paar Sekunden stehen, um zu lauschen; dann streckte er beruhigt den linken Arm durch die Vorhänge. Zu seinem Schrecken wurde aber sein Handgelenk augenblicklich mit stählernem Griff gepackt und er selbst mit unwiderstehlicher Stärke in das Wohnzimmer hineingerissen. Bevor er noch richtig zur Besinnung kommen konnte, war das Licht eingeschaltet und Tom schaute in das höhnisch lächelnde Gesicht eines großen, mächtig gebauten Mannes, der mit der Linken noch immer sein Handgelenk umfaßt und ihm mit der Rechten einen Revolver vors Gesicht hielt.

„Die andere Hand hoch halten!" erhielt Tom Befehl. „Tragen Sie Waffen bei sich?"

Tom schüttelte den Kopf. Er war ein gutmütiger Bursche, der vorsätzlich keiner Fliege etwas zuleide getan hätte. Der Mann griff in Toms Taschen, um sich selbst zu überzeugen, und ließ ihn dann los.

„Setzen Sie sich dort auf den Stuhl!" kam das Kommando. Tom Mitchell gehorchte; selbst wenn er etwa andere Neigungen hatte, blieb ihm nicht gut etwas übrig, als den Worten des Mannes Folge zu leisten. Sein Gegner war so viel größer als er selbst und obendrein bewaffnet; außerdem litt Tom unter den Folgen einer schweren Kriegsverletzung.

„Also ein Einbrecher, ein wirklicher Einbrecher! Und ausgerechnet heute nacht!" bemerkte der Mann, mehr zu sich selbst. „Was für ein Glückszufall! Sie sind natürlich durch das Balkonfenster hereingekommen. Waren Sie nicht überrascht, daß es offen stand?"

Tom Mitchell hatte in seinem Leben die Erfahrung gemacht, daß man in gewissen Situationen mit Worten nicht sparsam genug sein kann, und schwieg.

„Noch dazu ein ganz moderner Einbrecher," fuhr der andere mit einem Blick auf Toms Handschuhe fort. „Fingerabdrücke sind gefährlich, was? Ich nehme an, Sie wollten die Elmer Diamanten stehlen?"

„Nie davon gehört," erwiderte Tom kurz.

Das war richtig. Tom Mitchell war ein Mann von einfachem Geschmack; solange seine beruflichen Bemühungen ihm genug eintrugen, um die Miete für seine ruhige, anständige Wohnung zu zahlen, ein gewisses Quantum Bier und Tabak zu kaufen, und sein halbes Dutzend Papageien zu füttern, war er zufrieden. Er hatte daher auch in dieses Haus nur in der Erwartung Eingang gesucht, die bescheidene Beute zu finden, mit der er sich stets begnügte: etwas Geld im Schreibtisch und vielleicht ein paar Kleinigkeiten, leicht mitzunehmen und zu verwerten.

„Aber Sie müssen doch von dem Elmer Halsband gehört haben," bestand der Mann. „Jeder in Ihrem Beruf weiß davon; die hübschen Steinchen sind eine runde Million wert."

Tom blieb still. Irgendwie machte der große Mann, der vor ihm stand, einen seltsamen Eindruck. Nach Toms Ansicht war sein Gegenüber im Abendanzug, Frack mit weißem Hemd und weißer Krawatte; aber die Hemdbrust war stark zerknittert, die Krawatte saß schief und die Weste war offen.

„Ich weiß nichts von Ihren Diamanten," sagte Tom endlich, „wirklich nicht. Aber was hilft das auch? Sie haben mich erwischt; so rufen Sie also die Polizei."

„Wird natürlich geschehen," stimmte der Mann vergnügt zu. „Aber ich fürchte, Sie werden vorher noch Herrn Elmer in seinem Arbeitszimmer begrüßen müssen. Ich bin nämlich sein Diener."

„Also gut," sagte Tom und stand auf; „wenn mich der Herr des Hauses unbedingt noch sehen muß, so werden wir die Vorstellung besser gleich vornehmen, damit ich sie hinter mir habe."

Der Diener schob den Vorhang mit dem Lauf der Pistole zurück. „Gehen Sie leise vor mir, damit wir die übrigen Personen im Hause nicht stören. Und versuchen Sie keine Dummheiten!"

Ein kurzer Korridor führte zu einem anderen Vorhang, nach dessen Passieren sich Tom in einem großen Zimmer voll Bücherregale befand. Ein Geldschrank stand in der Ecke, die Tür offen, und eine Menge Papiere waren auf dem Fußboden davor verstreut. In einem tiefen Sessel vor dem Schreibtisch saß ein Mann, bewegungslos, den einen Arm über die Sessellehne gehängt.

„Das ist Herr Elmer," sagte der Diener kurz. Tom ging mit ein paar zögernden Schritten zu dem Sessel und prallte dann beim Anblick des sich bietenden Bildes zurück. Der große, massige Herr in dem Sessel war tot, bläulichrote Druckstellen

zeigten sich auf beiden Seiten seiner Kehle, die Augen standen halb aus den Höhlen hervor und der Mund war weit geöffnet.

„Um Gottes Willen, der Mann ist ermordet, erwürgt worden," flüsterte Tom. „Wer hat — Sie haben ihn ermordet?"

„Nein, mein Freund," lachte der Diener höhnisch, „natürlich waren Sie es, der ihn ermordet hat!"

Einen Augenblick sahen sich die beiden Männer stillschweigend an; plötzlich verstand Tom Mitchell die Bedeutung der Worte.

„Sie haben ihn erwürgt," fuhr der Diener fort. „Irgendwie hatten Sie erfahren, daß das berühmte Halsband eine Nacht in dem Geldschrank liegen und Herr Elmer selbst zur Bewachung aufbleiben würde. Sie brachen in das Haus, erwürgten Herrn Elmer, als er in seinem Sessel eingenickt war, sprengten den Geldschrank auf und waren gerade im Begriff sich davon zu machen, als ich hereinkam. Das wird wenigstens meine Darstellung von dem Vorfall sein. Natürlich werden Sie Ihre Geschichte von den Ereignissen ebenfalls erzählen können, aber wer wird wohl einem Einbrecher glauben, der sicher schon allerlei Vorstrafen in seinen Akten hat?"

Tom war plötzlich ganz ruhig geworden. „Reizend," sagte er, mit dem Kopf nickend; „entzückend ausgedacht! Nur hat meiner Ansicht nach Ihr Plan ein paar Schönheitsfehler. Was habe ich zum Beispiel mit dem gestohlenen Halsband gemacht?"

„Wahrscheinlich einem Mitschuldigen, der sich inzwischen davongemacht hat, vom Balkon aus zugeworfen," lächelte der Diener. „Was tut's, wenn dieser Helfer nie gefunden wird? Unterhalb der Balkontür sind im Garten eine Menge Fußabdrücke, Ihre, die Sie sicher beim Kommen hinterlassen haben, und andere. Vor zwei Stunden habe ich die meisten davon selbst mit einem Paar fremder Schuhe gemacht, die ich bei Ihrer Ankunft gerade verbrannt hatte. Wären Sie nicht so passenderweise erschienen, so wollte ich ohnehin die Polizei an Einbrecher von außen glauben machen."

Plötzlich begann der Diener ein paar Stühle umzuwerfen, läutete die Schreibtischklingel und riß die Tür auf. „Hilfe! Hilfe!" rief er dann gellend. „Zu Hilfe, um Gottes Willen! Der Herr ist ermordet worden."

In wenigen Augenblicken drängte sich ein halbes Dutzend Bedienstete in das Zimmer. „Haltet den Mann dort," rief der Diener den Leuten zu: „ich muß sofort an den Arzt und die Polizei telephonieren. Nichts darf angerührt werden, bevor die Beamten kommen."

Von dem Gärtner und dem Chauffeur fest an den Schultern gehalten, war Tom Mitchell in der ganzen Aufregung offensichtlich der einzige, der seine Ruhe bewahrte. Ihn schien die ganze Sache auch dann noch nichts anzugehen, als ein paar Minuten später die Polizisten kamen. Der Diener begann jetzt seine Geschichte zu erzählen, scheinbar aufgeregt, aber doch klar und überzeugend.

„Haben Sie irgend etwas darauf zu erwidern?" wurde Tom dann von dem leitenden Beamten gefragt. So gut er konnte, erzählte Tom Mitchell nun seinerseits die wirklichen Vorgänge des Abends, ruhig und genau, ohne die ungläubigen Ausrufe seiner Zuhörer zu beachten.

„Wenn Sie schon Ihre Tat bestreiten wollen, so würden Sie sich besser eine geschicktere Lüge zurechtlegen," erwiderte schließlich der Beamte, als Tom fertig war. „Den Unsinn, den Sie uns da auftischen wollen, kann Ihnen wirklich kein Mensch glauben."

„Einen Augenblick noch, bitte," sagte Tom ruhig, als der Beamte ihm die Fesseln um die Handgelenke legen wollte. Einen Augenblick nestelte er an seinem rechten Rockärmel und zog dann plötzlich eine künstliche Hand mit dem halben Arm heraus.

„Nun sag' mir," rief er und drohte dem Diener mit dem Rest seines Armes, von dem der Aermel lose herunterhing, „erklär' mir, du Lump, wie ein Mann mit nur einer Hand, und noch dazu mit der linken, jemanden erwürgen könnte, der fast doppelt so groß ist wie er selbst, und dann auch noch den Geldschrank aufbrechen kann. Erklär' das, du mörderischer Schuft!"

Sonderbarkeiten aus deutschen Gauen

Der „Klockerjahn".

Zu den Zeiten, als die Fuhrleute mit ihren schweren Lastwagen noch auf den Straßen, die nach Hamburg führten, in die Hansestadt rollten, gab es dort eine Reihe von Wirtshäusern mit den absonderlichsten Namen. „Luhr up", hieß das eine, von dem niederdeutschen Worte oplurer, auflauern. Ein anderes hieß „Oha", ein drittes „Jabb ab" (jabben heißt soviel wie erholen). Das vierte hieß „Krupp unner" (soviel als kriech unter), das fünfte „Stah wedder" (steh wieder, ruhe dich wieder aus).

Zwei Meilen südlich Hamburg gab es zwei Wirtshäuser, welche beide an der großen Landstraße einander gegenüberlagen und nach Art mancher Gasthöfe einen herzlichen Brotneid aufeinander hatten. Sie hießen „Klockerjahn" und „Dummerjahn", doch gaben sie sich beide einander nichts nach. Vom „Klockerjahn" erzählte man sich, ein Kaufmann habe einst vom Wirt folgende Rechnung bekommen: „Sie forderten drei Schnäpse, was recht gutes, den Schnaps zu 3 Schilling, also 3×3 macht 8. 8 Schilling Hafer für Ihr Pferd, $8 + 8$ macht 15. 4 Schilling Butterbrot, $4 + 15$ sind 18 Schilling, also genau 1 Mark" (die Mark hatte 16 Schilling).

„Guter Mann," sagte der Kaufmann, „Ihr rechnet ja ganz perfekt," worauf der Wirt voll Stolz erklärte: „Deshalb werde ich ja auch der „Klockerjahn" genannt.

*

Eine einzigartige Kirchenbuße.

Ab und zu findet man an alten norddeutschen Kirchen, die etwa aus dem 14. Jahrhundert stammen, im Ziegelwerk so in Mannshöhe kreisrunde Löcher, von der Größe, daß der Zeigefinger eines Erwachsenen bequem hinein paßt. Diese Löcher sind das Wahrzeichen einer alten Kirchenbuße.

Exkommunizierten wurde damals häufig die Strafe zudiktiert, mit dem Zeigefinger ein Loch in die Ziegel zu bohren, wobei sich die Tiefe des zu bohrenden Loches nach der jeweiligen Schwere des zu sühnenden Verbrechens richtete. Solche Löcher finden sich zum Beispiel in größerer Anzahl in der sehr alten Kirche zu Miswalde bei Saalfeld in Ostpreußen. Auch die Kirchen zu Inditten, Quedenau, Arnau und Germain weisen diese Spuren auf. Die Löcher sind von denen, die etwa durch Verwitterung entstanden sind, mit Leichtigkeit zu unterscheiden.

*

Verschollene Handwerker-Namen.

Immer mehr entzieht die Industrie die Herstellung unserer Gebrauchsgegenstände dem Kleingewerbe und dieses ist dadurch gezwungen, sein Arbeitsfeld auf verwandte Gewerbe auszudehnen. Ehedem gab es zum Beispiel für einen Tischler, je nachdem, welchem Sondergebiet er sich ausschließlich widmete, die verschiedensten Bezeichnungen, die nun völlig verloren gegangen sind. So hieß der Muldemacher, der Mann der die Backmollen anfertigte, „Multeler" und der Verfertiger von Haustoren und Türen „Thorner". „Beischer" hieß der Peitschenmacher, „Better" der Verfertiger von Federbetten und Kissen. Der „Gepeller" fertigte kleine Gabeln an. Der „Kürbler" Schleifsteine und der „Hantheler" Fausthandschuhe. Der „Kleiber" deckte die Dächer mit Stroh und Lehm, während der „Scheler" die Rinde von den Eichbäumen entfernte und der „Nüßeler" das Oel aus den Nüssen preßte, wogegen der „Metter" das winzige Bier, das Met, erzeugte. Der Eierhändler hieß „Ayrer" und der Kleinkrämer „Winkler". Die Häufigkeit des Familiennamens Winkler erklärt sich hierdurch.

■ Fröhliche Ecke ■

Jaso!

An unserm Stammtisch las jemand laut aus der Zeitung vor, daß eine amerikanische Dame für ihre Garderobe jährlich eine Million Dollars ausgebe. „I dank schön," ließ sich da die Kellnerin Rosl vernehmen, „mir waar's ja grad gnua! In fünf Jahr hab i dafür noch nicht eine Mark ausgeben."

Allgemeines, ungläubiges Staunen. Doch schon erfolgt die Aufklärung: „Wenn ich ja einmal ins Theater geh, dann leg ich's halt übern Schoß."

*

Anregung

Gast (im Bierkonzert): „Wenn die Musik einen Wiener Walzer spielt, wird mir gleich anders ums Herz! Jetzt möchte ich tanzen!"

„Das geht hier leider nicht! Essen Sie 'n Wiener Schnitzel!"

*

Unkontrollierbar

„Die letzte Rate auf das Tigerfell vor meinem Bett ist bezahlt — jetzt kann ich unbedenklich sagen, daß ich den Tiger selbst erlegt hätte!"